





LW erzählt

**Clara Hensen**

**down**

[ein Roman]



LAUNENWEBER

© LAUNENWEBER Verlag GmbH & Co. KG, Köln 2018

Layout und Satz: Conny Koepl, vice versa. büro für gestaltung

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany



ISBN: 978-3-947457-01-4

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

[www.launenweber.de](http://www.launenweber.de)





## Kapitel eins

Bis der raue Daumen einer Krankenschwester erst mein eines Lid, dann das andere brüsk nach oben schob wie die versandeten Plastiklider einer Schlafaugenpuppe, um das Leuchten einer winzigen Taschenlampe auf meine Pupillen zu ermöglichen, hätte ich schwören können, fast gestorben zu sein. Nahtod-Erfahrene – Astronauten im Zentrifugaltraining, Herzstillstandüberlebende, vereitelte Selbstmörder und dergleichen – berichten davon, den eigenen Körper verlassen und als eine Art körper- und geschlechtsloses »Ich-Bewusstsein« irgendwo über sich selbst geschwebt zu haben und Ähnliches. Die meisten Nahtoderfahrenen schildern das als einen schmerzfreien, friedvollen und letztlich glücklichen Zustand. Die wenigsten wissen von weniger Schönerem zu berichten, von Angst, Panik und ihrer Vorstellung von der Hölle.

Irgendetwas dazwischen war es bei mir, selbst wenn ich klinisch betrachtet zum Glück überhaupt nicht tot und dem Tod auch gar nicht so nah gewesen war, bildete ich mir erst ein und bestätigte mir schließlich die Krankenschwester. Da war etwas gewesen, was ich mit den anderen gemeinsam zu haben schien, diesen Eindruck nämlich, mich außerhalb meiner selbst aufzuhalten und mich da unten liegen zu sehen.

Das sah merkwürdig aus, wie ich da lag: Mein, wie ich von hier oben deutlich sehen konnte, im Verhältnis zum Rest des Körpers relativ kleiner Kopf war zum Kotzen nach rechts gelegt worden, mein Mund hatte sich in die Form eines langen ovalen

»O« gebracht, an meiner Unterlippe hing ein Sabberfaden, unter meinen Achseln hatten sich zwei große Schweißseen angesiedelt, und ich war zugegebenermaßen erschrocken, als ich erkannte, dass ich ein leichtes Doppelkinn hatte. Es war das Bild einer Entrechteten: die Arme willenlos rechts und links des Rumpfes liegend, die Augenlider wie für immer nach unten geklappt.

»Dieser Einsatz wird Sie 385 Euro kosten, hören Sie mich?«, rief der Rettungsassistent in das linke Ohr meines ihm hilflos ausgesetzten Ichs. »Hören Sie mich?«

Ich hörte ihn, aber von hier oben, wo ich nichts weiter tun konnte als ihm dabei zuzusehen, wie er mehrmals unsanft auf meine freie Wange klatschte, in meine Augen leuchtete und meinen Puls maß, um sich anschließend zurückzulehnen, einen Schluck von dem, was aussah wie Grüner Tee, aus einer verformten Pepsiflasche zu nehmen und dem Sanitäter, der sich offenbar hinter das Lenkrad geklemmt und angefahren war, im gedämpften Lärm der Sirene zuzuraunen, dass er keinen Bock mehr auf Notdienst habe und keinen Bock mehr auf gestrandete Teenager, die mit ihrer Freizeit nichts Besseres anzufangen wüssten, als sich zu besaufen.

»Der Test mit dem Geld funktioniert eigentlich nie«, sagte der Sanitäter. »Selbst wenn die keine Vergiftung haben, die sind einfach zu besoffen.«

»Einmal hat's funktioniert. Der Kerl war so schnell wieder raus hier, da hättest du nicht mal bis zwei zählen können.

Holla, das wird eine ziemlich dicke Beule. Und was ist eigentlich das hier? Pudding?«

»Ich will's gar nicht wissen.«

»Freust dich schon auf Feierabend, oder wie?«

Der Assistent maß erneut meinen Puls und packte ein Kühlpaket auf meine Stirn. Anschließend holte er gelangweilt sein



Handy hervor, öffnete seine Dating-App und wischte mit dem Daumen mehrmals nach rechts und einmal nach links, als wäre das alles hier nichts weiter als Routine für ihn.

Nicht ganz ohne Entrüsten verstand ich, dass ich diesen Dienst möglicherweise würde bezahlen müssen, sollte ich es je wieder zurück nach unten schaffen. Ein Ärger, der sogar noch eine Weile anhielt, als ich, allem Anschein nach in meinen Körper zurückgekehrt, abrupt im Krankenhaus erwachte.

Ich blinzelte, das krasse Licht tat meinen Augen weh. Mit einer flinken Bewegung ihres Armes steckte die Krankenschwester das Taschenlämpchen wieder weg, umfasste mein Handgelenk und übte einen kurzen Druck aus. Dann schob sie meinen Arm durch ein Band, das meinen Oberarm wie die Hand eines unbeteiligten Riesen umschlang und sich festzog. Die Riesenhand lockerte sich wieder. Die Schwester zog das Band vom Arm. Dann verließ sie schnellen Schrittes das Zimmer. Als sie weg war, fühlte ich mich zurückgelassen wie ein Stück verkochtes Gemüse, schlapp und unbrauchbar.

In meiner Ellenbeuge steckte eine Infusion, mein Kopf und mein rechtes Handgelenk waren bandagiert. Ich fühlte mich, als hätte mir jemand mehrmals auf den Kopf und gegen die Rippen gehauen. Mein Bett war ein schaukelndes Schiff. Der Boden bog sich in hohen Wellen und auch das Augenschließen brachte keine Ruhe, sondern machte es noch schlimmer. Richtete ich meinen Blick auf einen Punkt am Ende meines Bettes, bewegte sich alles, nur das Bett nicht, und schlug in noch höheren Wellen aus, als würde ein Meeresungeheuer unter dem Boden umhertosen.

Wenn ich versuchte, mich zu erinnern, erinnerte ich mich nur vage. Es war, als schaute ich durch ein Kaleidoskop: Farben, verzerrte Bilder. Links oben stand Regina. Rot und Silber. Mittig

tanzte ich und trank. Gelb und Grau. Rechts unten redete ich wirr auf eine fremde Frau in der Straßenbahn ein und erzählte ihr, glaube ich, von Jacob und Jeneke. Grün und Schwarz. Rechts oben sprang sie verängstigt auf. Dunkelrot. Unten links setzte sie sich ans andere Ende des Waggons. Blau.

Ich richtete mich auf. An den Vorhängen vorbei sah ich das lichte Gewimmel der nächtlichen Stadt. Es hätte jede Stadt sein können, in der Nacht. Auch von der Kälte sah man hier nichts. Seit einigen Jahren schneite es nicht mehr. Es hätte also nicht zwangsläufig Winter sein müssen.

Bis vor Kurzem hätte man von hier aus noch die vielen erleuchteten Bürozimmer eines Hochhauses sehen können, die zusammengenommen einen Tannenbaum bildeten. Das Hochhaus wurde von einem Telefonprovider gemietet, das jedes Jahr auf diese Weise seine Weihnachtsgrüße aussendete: Einige Angestellte ließen das Licht in ihren Bürozimmern nach Feierabend einfach an. Es war mir immer so vorgekommen, als wäre der Tannenbaum von jedem Winkel der Stadt aus zu sehen, als verfolge er einen bis in die Straßen, Läden, Kneipen, bis in die eigenen Häuser. Jetzt aber verschwand das Hochhaus in der schwarz-grauen Stadtmasse. Weihnachten war vorbei, Neujahr stand an. Alles wirkte friedlich und ruhig.

Ich sah mich um. Zu meiner Rechten hatte mein Zimmernachbar die mintgrünen Vorhänge um sein Bett zugezogen. Ein paar Latschen guckten darunter hervor. Ich hörte ihn schnarchen. Ich überlegte, den Fernseher anzuschalten, der wie ein isoliertes Insektenauge von der Wand auf mich herabstarrte. Mir war schlecht, und das Flimmern des Bildschirms würde es wahrscheinlich schlimmer machen. Trotzdem griff ich zur Fernbedienung auf meinen Nachttisch. Mein Blick fiel auf die

Wanduhr: dreiundzwanzig Uhr. Im Flur draußen brannte kein Licht mehr.

Ich zappte mich durch die Programme, bis mir noch schwindeliger wurde. Auf einem Musikkanal lief erst Ex-on-the-Beach, dann Lana del Rey. Ich nickte kurz weg, und als ich wieder aufwachte, sah ich einen Knetmännchen-Boxkampf. Ich guckte dabei zu, wie das eine Männchen dem anderen die Nase abbriss, sich nach hinten bog und seinem Gegner eine Kopfnuss verpasste. Aus der Nase sprühte Blut wie aus einem aufgerichteten Gartenschlauch in die Zuschauermenge. Das Blut traf auch den Gegner, der dadurch zeitweise sehunfähig war und im Boxring umhertappte, während der Nasenlose seine Nase suchte und wieder aufsetzte. Er nahm Anlauf, ließ sich mit dem Rücken von den Seilen abfedern und flog quer über den Ring, an dessen Ende er in den mittlerweile nicht mehr ganz so Blinden rammte und mit ihm zu Boden ging. Auf dem Boden rangen die beiden miteinander, wobei sie sich Finger, Ohren und Zehen abrissen und damit um sich schmissen. Die Menge fing alles johlend auf. Die Kämpfenden richteten sich wieder auf. Der eine stellte dem anderen ein Bein und biss ihm eine Pobacke ab. Die Menge tobte. Ein Unterhöschen und mehrere Rosen flogen auf die Bühne. Noch mit der Pobacke im Mund riss der eine seine Hände in die Luft, spuckte die Pobacke auf den Boden und lächelte beinahe zahnlos in die Menge und die Kamera. Währenddessen nutzte der andere den Moment, um seinen Hintern wieder zurecht zu modellieren, indem er die Knetmasse der einen Backe gleichmäßig verteilte und daraus zwei gleichgroße Backen formte. Dann sprang er auf, schnellte vor seinen Gegner und steckte ihm seine langen Finger in die Augen – sie guckten wie zwei kleine, neugierige Würmer aus den Ohren wieder heraus. Sein Gegner war nun wirklich

blind, anstelle seiner Augen waren zwei schwarze Kreuze getreten.

Wenigstens war ich nicht die Einzige, die sich in einem Taumel befand, dachte ich und dachte außerdem an Jeneke, wegen der Knete. Sie hatte in einer Knetefabrik gearbeitet.

Ich fummelte nach meinem Handy in meiner Handtasche, die jemand an den Kleiderhaken gehängt hatte. Erst jetzt sah ich, dass das Display zersprungen war. Ich wollte es einschalten und die Fotogalerie öffnen, durch die Jahre scrollen und mir die Selfies ansehen, die mir Jeneke damals aus der Fabrik geschickt hatte, aber der Akku war leer. Im Grunde genommen brauchte ich das Handy nicht, ich sah es auch jetzt: Jenekes eckiges Gesicht, ihren gespitzten Mund, feuerrot und farblich in Einklang mit der Nikolausmütze auf ihrem Kopf; die lange Knetwurst in Regenbogenfarben auf dem Fließband, Jenekes hochgehaltener Daumen davor; die Stahlschränke und ihr geöffneter Spind mit den Stickern an der Innenseite – »Love is love«, »Schwerinordnung« – und ihrer selbst gekneteten Pärchensammlung im Speicher, würmchenartige Menschen mit dicken Augen und Lippen sowie langen, schlauchartigen Armen – umschlangen oder umarmten sie sich, verschmolzen sie ihre Münder oder küssten sie sich?

Hatte ihre Nachricht dazu »Hallo Meine Liebe Schöne, Wie Geht Es Dir Oder Was Machst Du Allgemein? Gruß Aus Meiner Arbeit. Ciao« gelautet oder »Ciao Bellissima, Love Is In The Air! Hast Du Heute Schon Gefrühstückt? Hast Du Schon Mal Nutella Mit Zimt Probiert? Zähle Den Countdown Bis Die Fröhlichen Feiertage Kommen Und Hier Alles Dicht Ist Im Gelände. Ciao«? Was hatte sie mir geschrieben? Ich wusste es nicht mehr, Backups unserer Nachrichten hatte ich keine gemacht.

Ich schlief ein. Als ich am Morgen erwachte, fand ich mich halb durch einen weißen Seitentisch eingeklemmt, auf den jemand ein Frühstück gestellt hatte. Die Patientin im Bett rechts von mir hatte sich schon über ihres hergemacht und war dabei, die Portionsschale Marmelade auf sehr umständliche Weise zu öffnen – ich schaute ihr dabei zu, wie sie erst mehrmals mit der Gabel hineinstieß und anschließend die Marmelade mit dem Löffelstiel herauspulte, um sie mit dem Messer auf ihrem Brötchen zu verteilen. Sie war entweder Mitte fünfzig oder vierzig und schlecht gealtert. Ihre blond gefärbten Haare mussten einmal schwarz gewesen sein und waren jetzt fast gänzlich grau; das Blond war am Ansatz herausgewachsen.

Es war kurz vor sieben. Die Fenstervorhänge waren noch zugezogen, der Fernseher lief immer noch auf lautlos. Die Fernbedienung lag nun allerdings in der Hand meiner Zimmernachbarin, die den Kanal gewechselt hatte. Während ich zum pappigen Brötchen griff und es in zwei Hälften schnitt, rieselten die Bilder des Tages auf uns ein:

In einer saarländischen Kleinstadt demonstrierten Wutbürger für die Festung Europa. Sie schwenkten ihre Fahnen, »Islam=Karzinom«, »Mut zur Wahrheit« und »Nein zum Heim« und lächelten zufrieden in die Kamera. Ich bestrich mein Brötchen mit Margarine und Aprikosenmarmelade, trank Orangensaft und merkte, wie meine Zimmernachbarin immer wieder zu mir herüberschielte. Ich hatte keine Lust zu reden.

»Guten Morgen«, sagte sie schließlich sehr bestimmt, als wollte sie mir die Regeln der Höflichkeit demonstrieren, und mit diesem »Guten Morgen« holte sie mich in diese Welt zurück. Obwohl sich nichts mehr drehte und ich wieder nüchtern zu sein schien, wurde mir sehr schlecht, als mir dieses »Guten Morgen«

und damit die ganze Welt wieder aufgedrängt wurde. Die Bilder und Sequenzen der vergangenen Nacht und, noch schlimmer, des letzten Jahres fluteten in meinen Kopf und ließen sich nicht mehr leugnen. Da war es, das unvorstellbare Lebewohl von meinem Leben mit Jeneke und Jacob.

Ich hörte Jeneke jauchzen und Jacob sagen, dass das mit der Freiheit »Kokolores« sei. Ich spürte Jacob fast körperlich unter mir, spürte unser enges Verschlungensein, seinen Atem an meinem Ohr. Sah das Rot seiner verweinten Augen, den Rotz an seiner Nase, hörte sein Schreien, darunter die Frage, »Wo ist Jeneke?«

Ich fühlte mich erschlagen und hatte plötzlich Schwierigkeiten zu atmen.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen einem ein buntgemischter Schwarm Schmetterlinge entgegengefliegen wäre, hätte man meine Bauchdecke und meinen Magen aufgeschnitten: kleine Füchse, große Feuerfalter, grüne Blätter, himmelblaue Bläulinge, Stachelbeerspanner, kleine Nachtpfauenaugen, Rapsweißlinge, Posthörnchen und Zitronenfalter.

»Morgen«, antwortete ich schließlich.

»Ich bin schon seit zwei Tagen hier. Das hier ist mein dritter Tag«, sagte meine Zimmernachbarin stolz, als wäre ein dreitägiger Krankenhausaufenthalt eine Leistung. »Schädelhirntrauma«, sagte sie fachmännisch. Und nach einem Moment des Schweigens meinte sie noch: »Du ja auch. Und eine Blutvergiftung hast du.«

Ich schaute sie an und schwieg. Ich bereute es, gestern feiern gegangen zu sein, etwas, das ich im letzten Jahr selten getan hatte. Vielleicht hatte ich wirklich zu viel getrunken, vielleicht war aber auch etwas in der halb leeren Flasche gewesen, die ich auf dem Weg zur Toilette aus der Getränkekiste auf Fietes Schultern gefischt hatte. Dass Regina dort sein würde hatte ich jeden-

falls nicht geahnt, und ohne dieses ungewollte Zusammentreffen wäre es nicht so weit gekommen. Seit wann war sie zurück in Deutschland, und seit wann ging sie überhaupt im Niemandund-nirgendwo feiern? Nach Jenekes Verschwinden hatte sie mich bei Facebook geblockt. Ich hatte mir Fietes Handy geliehen und hatte mich, auf dem Klo sitzend, durch ihre Facebook-Fotos geklickt. Ich klickte mich vom ersten bis zum letzten – kein Foto von mir, keines von Jeneke, als hätte es uns nie gegeben.

Auffällig war außerdem der optische Bruch vor und nach Jenekes plötzlichem Wegsein. Ich kannte Regina nur ungeschminkt, unauffällig gekleidet; sie schien um die Unauffälligkeit beinahe bemüht gewesen zu sein, das fiel erst richtig in den Jahren auf, als sich die anderen Mädchen ihres Alters, mich eingeschlossen, zu schmücken, zu schminken und mit körperbetonter Kleidung zu experimentierten begannen, Selfies auf Schüler-VZ oder Facebook hochluden, die täglich wechselnden Stimmungen minutiös protokollierend. Sie nicht. Jahrelang trug sie ihre Haare zu einem Flechtzopf oder einem strengen Knoten zusammengebunden, die Haare stets aus dem Gesicht, und ihre Kleidung schien zusammen mit ihr lediglich zu wachsen, dieselben Strickjacken, Blusen, Röcke, Hosen, Schuhe, derselbe Mantel, nur ein paar Nummern größer. Ihre Augenbrauen: ungezupft. Ihre Wimpern: hell und unbetont. Ihre Ohrläppchen: zart behaart und ungestochen. Ihr Gesicht: blass und nur selten von Unreinheiten befallen, und wenn, dann blieben sie ganz einfach ein paar Tage, wo sie waren – ein Pickel auf der Stirn etwa, Rötungen am Mund – und zogen sich irgendwann so leise zurück, wie sie gekommen waren. Das war Regina, so kannte man sie – sich eine mädchenhafte Natürlichkeit vorschreibend und ihren Frauenkörper nicht in den Vordergrund, vielleicht sogar in den

Hintergrund drängend. Und wenn sie doch einmal zu lange in den Spiegel sah, wurde sie ermahnt. »Sei nicht so eitel«, hörte man prompt jemanden sagen, meistens ein Elternteil, selten ihren Bruder Jacob, dessen programmatische Uneitelkeit Ausdruck in seinen Hochwasserhosen fand.

Ich hatte einige dieser Vorkommnisse bei ihr zu Hause erlebt. Hatte bei den Jacobsens übernachtet und Regina am Morgen im Bad nichtsahnend meinen Schminkbeutel geliehen und anschließend am Frühstückstisch stillgesessen, während ihr Vater ihr eine Moralpredigt hielt. Während ich mir die Fotos von ihr ansah, konnte ich seine drängende Stimme von damals deutlich hören, als stünde er hinter mir und schaute mir über die Schulter: »Inchen, das hast du doch nicht nötig, hör mal. Hast du das nötig? Dich so anzuschmieren? Du gehst jetzt hoch auf dein Zimmer und wäschst dir diese Pampe aus dem Gesicht.«

An Jenekes Schminke, kurzem Rock, tiefem Ausschnitt stießen sich die Eltern nicht. Worum war es den Eltern gegangen – einen Ausgleich zwischen den Schwestern zu schaffen? Regina gefiel. Sie war sehr feingliedrig und sehr groß, ihre Gesichtszüge sehr gleichmäßig und sehr ausgeprägt, ihre Haare waren sehr dick und sehr lang und glänzten sehr. Sehr, sehr, sehr. Genauso sehr war Jeneke anders, ein Anderssein, das einem ins Auge sprang – man *sah*, dass sie anders war.

Nach Jenekes Verschwinden hatte Regina offenbar eine kosmetische Verwandlung durchgemacht, die entweder wirkte wie ein Befreiungsschlag oder ein Trauerbewältigungsmechanismus. Die Fotos des letzten Jahres zeigten sie in hipper neuer Kleidung, auf eine Weise geschminkt, als hätte sie etwas nachzuholen, und plötzlich ihre weißen Zähne entblößend lächelnd, als hätte sie jemand an Strom angesteckt – ich hatte sie zuerst nicht erkannt.



Als sich unsere Blicke kreuzten, passierte nichts in ihrem von Make-up-Schichten starren Gesicht, nicht einmal ein Zucken ging darüber. Sie schien die Tatsache, dass ich sie an ein vergangenes Leben erinnerte, müde und fast urteilslos zu registrieren.

»Hallo? Alles okay?« Meine Zimmernachbarin hatte sich vorgebeugt und ihren Kopf in einem etwa 90°-Winkel in meine Richtung gedreht wie eine Eule. Ihre Augen waren, wohl Ausdruck ihrer Besorgnis, aufgerissen.

»Ja, danke. Alles in Ordnung. Nur etwas müde.« Ich schloss die Augen und ließ mich in die Kissen sinken. Es war still im Raum. Dann schaltete sich eine rasende Diashow an und ließ die Ereignisse der letzten Nacht auf mich einprasseln:

Eine zusammengepferchte, wippende Masse in einem von Neonlicht gefluteten Keller.

Eine lange Bar mit bierflaschenhalslutschenden Partytieren.

Ein Toilettenraum mit zu vielen Spiegeln.

Sonntag, Morgengrauen.

Ein Himmel wie Beton und eine Bäckerei, die ihre Markise ausfährt.

Ein betrunkenener Spaziergang.

Drei Puddingteilchen für den Preis von zweien in meiner Hand.

Eine Bahnfahrt zum Zoo.

Eine ältere Frau, die ich verängstige.

Eine Freizeitoase in der Ferne. Die näher rückende Aufschrift »ZOO«.

Familien, die reduzierte Gruppentickets kaufen. Und ich.

Der abgedunkelte Raum, in dem ich so oft gestanden habe, aber nie so wie jetzt: Ich bin allein und verschwinde, werde eins mit der Dunkelheit. Ich sehe nur die phosphoreszieren-

den Quallen, die sich wie flüssige Neonfarbe durch das Dunkel ziehen, und etwas sagt mir, dass Jeneke gar nicht verschwunden ist; dass sie hier ist, nah.

Kurz darauf sinke ich zu Boden wie eine von Fäden freigeschnittene Marionette. Jemand hebt meinen Kopf an und redet auf mich ein, ich höre mehrmals meinen Namen und spüre die Ansammlung einer Menschentraube um mich herum. Ich reiße meine Augen auf und versuche zu sehen, sehe aber nichts, nur schwarz. Man spritzt mir Wasser ins Gesicht, man redet mit mir, um mich wach zu halten, und irgendwann schnallt man mich auf eine Bahre und trägt mich nach draußen, in den Krankenwagen. Ich höre die Sirene, unter mir tut sich ein dunkler Tunnel auf. Ich lasse mich in ihn hineinfallen, bis ich nichts mehr hören kann.

Ich öffnete die Augen. Meine Zimmernachbarin war im Bad, ich hörte sie mit der Duschbrause hantieren. Als ich aus dem Fenster sah, sah ich die grauen Dächer der Stadt. Die Autos, Fahrradfahrer und Fußgänger bewegten sich wie Spielzeug durch die Straßen. Die Ampeln wechselten auf Grün, auf Gelb, auf Rot, auf Gelb, auf Grün, als hätte ein Kind vergessen, das Kabel eines Miniaturlands aus der Spielzimmerwand zu ziehen.

Im Laufe des Morgens stellte sich heraus, dass meine Zimmergenossin eine sechsfünfzigjährige Reiseverkehrskauffrau war, die beim Staubwischen das Gleichgewicht verloren und rückwärts von der Leiter gefallen war. Sie hatte während des Staubwischens mit dem Getränkeservice telefoniert, ein unwichtiges Detail, das sie mir nicht ersparte. Sie erzählte mir im Laufe meines Krankenhausaufenthaltes viel Unwichtiges aus ihrem Leben und ich wünschte mir dabei oft, sie sei ein Buch, das man einfach zuklappen kann.

Den mittelgroßen Teddybär mit dem angenähten roten Herzen zwischen den Armen, der auf ihrem Besuchersessel saß, hatte ihr Sohn Kostas mitgebracht. Kostas hatte sie vorgestern, ihre Tochter Maria gestern besucht. Maria hatte ihr Pralinen gebracht, die sie längst aufgegessen hatte. Annette wollte bald zum Friseur gehen, um sich neue Strähnchen färben zu lassen, die grauen Haare wuchsen mittlerweile unübersehbar nach, aber einen Termin beim Friseur zu bekommen war überhaupt nicht leicht, sie hatte es gestern mehrmals bei ihrem Lieblings-Friseursalon »Avantgarde Salon Paris, New York, London« versucht, aber niemand hatte abgehoben, aber wahrscheinlich lag das am Wasserschaden, der den Friseursalon vor zwei Wochen ereilt hatte, wahrscheinlich hatten sie immer noch geschlossen. Sie hieß Annette, Annette Panagiotopoulos. Ihr Nachname war der Name ihres Mannes, Jannis Panagiotopoulos, ein Grieche, der erheblich älter als sie gewesen und vor drei Jahren an einer Lungenembolie verstorben war, ihr aber ein Haus auf Donousa hinterlassen hatte, Donousa – eine malerische Insel unweit von Naxos, ein Geheimtipp. Ihr Unfall war passiert, weil Annette die alten Fotos ihrer Kinder, die beide nacheinander ausgezogen und eine schreckliche Leere in der Wohnung hinterlassen hatten, wieder hervorholen und in der Wohnung hatte verteilen wollen. Dabei war ihr aufgefallen, wie verstaubt die oberen Regale des Bücherregals waren, und hatte spontan angefangen, Staub zu wischen, und zwar bis in die hinterletzten Ecken. Na ja, und dann war sie böse gefallen und jetzt war sie hier.

Sie empfahl mir, auf Donousa zu urlauben. »Donousa, da musst du auch unbedingt einmal hin!« Auch lud sie mich ein, sie »Nette« zu nennen anstatt »Annette« und fragte mich nach meinem Spitznamen. Sie wirkte enttäuscht, als ich entgegnete, ich hätte keinen Spitznamen und es zöge mich eher in den Norden.